

Müller bis 1500 oder 1516 vollendet hat, so gedenkt er ohne Verzug sämtliche Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen und viele andre theils von ihm schon gebrauchte, theils ihm erst angebotene Quellen zu nutzen, und nach denselben die neueste Geschichte bis auf unsere Zeit — ein gewissermaßen unbearbeiteter Theil der Historie, welcher zur Kenntniß republikanischer Verfassungen besonders wichtig ist — fortzusetzen. Ob und wie diese Fortsetzung dem Guthrie einzuverleiben sei, bleibe Herrn Reich überlassen; nöthig ist diese Fortsetzung der Weltgeschichte nicht, und mag daher Herr Reich in Erwägung ziehen, ob er überhaupt darauf Werth legt, auch die Fortsetzung zu verlegen.

Außer einem Vorschlag, die Stärke der Bände etwas zu mäßigen, hätte Müller noch einen Wunsch, der schon erfüllt ist, bevor er ausgesprochen wurde: der würdige Zollikofer hat die Correctur des Werkes übernommen. „Sie können sich mein Vergnügen vorstellen, schreibt Müller weiter; meine Ueberzeugung, daß keine Arbeit unter seiner Hand anders als gewinnen kann, ist so groß, daß ich mir die Freiheit nehmen will, durch Sie den würdigen Helvetier um noch eine mir wichtige Gefälligkeit zu bitten; wenn Sie sie für unthunlich halten, so schreiben Sie es bloß meinem Zutrauen in seine patriotische Gesinnung zu und sagen Sie ihm nichts weiter davon.“

„Bei gewissen Fällen *difficile est satyram non scribere*; gleichwohl ist nicht meine Absicht; wen man gewinnen oder heilen möchte, soll man ja nicht ins Gesicht schlagen; ich möchte die Wahrheit keinem Land, keiner Stadt auf eine beleidigende Art sagen und ich habe dafür möglichst gesorgt, allein es könnte mir etwas entgangen seyn. Sollte dieser vortreffliche Mann, weil es doch die Schweiz betrifft und weil er Ihr Freund ist, mir den Gefallen thun, das Manuscript vor dem Abdruck zu lesen, und wenn etwa in den Anmerkungen über einzelne Cantons, die genannt werden, sich Reflexionen finden sollten, die bitter wären, Ihnen eine Note darüber zu geben, welche Sie mir beim nächsten Brief mit übersenden würden, damit ich der Sache abhelfen könne?“

Müller, der die weiteren Briefe nach Schaffhausen erbittet, wo er bei seiner alten Mutter wohnt, deren vor 28 Jahren verstorbenen Vater ihn in der frühesten Kindheit gewissermaßen zur Schweizer-Historie auferzog, ist im Herbst nicht mehr daheim, sondern in Bern. Von dort aus läuft dann im October (1785) weiteres Manuscript in Leipzig ein. Dazu ein Brief, der Ersreuliches von Müller's fortgesetztem Fleiß meldet. Doch ist auch er nicht frei von Proben jenes leicht umstimmbaren Sinnes des gelehrten Mannes. Da die Erscheinung des ganzen Werks fast begieriger, als erwünscht, erwartet wird, sind Müller auch verschiedene Vorschläge geschehen, bald es auf Subscription, bald es wenigstens im Lande bei dem oder bei diesem drucken zu lassen. Herr Reich kann sich leicht denken, daß Müller nicht derjenige ist, der um irgend eines Vortheiles willen einem übereingekommenen Vertrag, besonders mit Herrn Reich, den geringsten Abbruch zu thun fähig wäre. Aber sagen wollte er es doch, auf daß, wenn allensfalls dem Leipziger Verleger der oder dieser andre Gedanken aufgestiegen wäre, er nicht Müller's wegen etwas ihm vielleicht nicht mehr Gefallendes ausführen möchte. „Die Wahrheit zu sagen, glaube ich dieses zwar nicht, und vermuthlich ist schon mehr als ein Bogen wohl gar abgedruckt: Ich habe Sie allezeit für einen Mann gehalten, dessen Wort fest ist, und hierin wollte auch ich um nichts in der Welt unter irgend jemand sein.“

Diese Gelegenheit mag dann ferner benutzt sein, außer Notizen für die Setzer, auch noch einige Worte über den zu wählenden Titel beizufügen. Zunächst wäre, da es so viele Schriftsteller gibt, die Müller heißen, und „leider meist solche, mit welchen es eben keine Ehre ist verwechselt zu werden“, dem Namen „Müller“ noch „von Schaffhausen“ beizufügen. Und dann der Titel. Verwech-

selungen mit dem früher in Bern erschienenen Band müßte doch vorgebeugt werden. Vielleicht empfähle sich „Von dem Ursprung, Fortgang und Ruhm des großen alten ewigen Bundes der Schweizerischen Eidgenossen“. Es wäre wohl zweckmäßig, deshalb einmal mit Herrn Zollikofer Rücksprache zu nehmen. Außer einigen weiteren Bemerkungen hat dann Müller noch den Wunsch nach Geld, da ihm die Reisen des verflohenen Sommers ungemein viel Aufwand gekostet haben. Das Hauptbuch sagt uns, daß dieser Wunsch erfüllt ward. Gleich nach Eingang von Müller's Brief sandte Reich 420 Thaler in zwei Wechseln nach Bern.

Zwischen Göttingen und Leipzig hat derweil der Verkehr in alter Weise fortgedauert; der Sommer 1783 führt Philipp Erasmus und Frau Luise wieder einmal an die Leine, zur Freude der Gevattersleute. „Denken Sie“, schreibt Heyne, „immer freundschaftlich an uns. Sie und Ihre Freundin werden mir, meiner Georgine und allem, was von meinem Blute ist, immer theuer und werth sein.“ Im Spätherbst erscheint dann im Hause des Hofraths für einige Wochen die Wickelfrau, ein Töchterchen ist angekommen.

Hatten die vorhergehenden Jahre dem Guthrie neue Bände zugefügt, so hatte das Jahr 1784 keine Fortsetzung aufzuweisen. Dagegen erschien u. a. die Ausgabe des Zosimos von Reitemeyer, an der Heyne mitgearbeitet, auch gibt der Tod Walch's — 10. März 1784 — und die Erwägung, wer dessen Reizergeschichte zu Ende führen soll, Anlaß zu mancher Correspondenz zwischen Heyne und Reich.

Und neben diesem Geschäftlichen zieht sich wieder eine kleine Herzensangelegenheit her, doch ist der Göttinger Gevatter diesmal nicht unmittelbar betheilig. Es handelt sich nur um Therese Heyne, die ein Jenaer Professor H. (der Name ist im Brief nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet) zur Frau begehrt. Zu dem Behuf war der Liebhaber in Begleitung Professor Eichhorn's von Jena herübergekommen, und Heyne hatte dann eine Abendmahlzeit eingerichtet; niemand als Professor Blumenbach, der die andere Demoiselle Brandes geheirathet hatte, und die beiden Jenger Herren waren dabei. Die Hauptpersonen konnten sich frei sprechen und unterhalten.

Unglücklicherweise kommt aber die Gesellschaft in einen so badinanten Ton, daß den Abend kein kluges Wort gesprochen wird. Den andern Tag brachte dann Eichhorn das Wort für seinen Freund an, und wie Heyne seiner Tochter den Antrag mittheilt, sagt diese: 1) „ich muß den Mann erst kennen lernen, dem ich meine Hand geben soll; ein Abend im Haselren hingebracht, langt dazu nicht zu; 2) ich muß erst sehen, ob er Neigung für mich hat. Davon habe ich noch keine Spur gesehen.“ Der Versuch mißglückt, da einerseits der Liebhaber sich nur zu dem Gedanken emporzuschwingen scheint, „das Mägdchen ist ganz artig und drollig, es läßt sich wohl ein Stündchen manchmal mit ihm verschälern“, und andererseits Therese doch eine Verbindung auf Lebenszeit zu ernsthaft ansieht, um sich hier binden zu wollen. Professor Eichhorn und sein Schülking reisen unverrichteter Sache nach Jena zurück.

Fast ein Jahr verstreicht in alter Weise, da ist wieder Veranlassung, das Capitel Liebe abzuhandeln. Zunächst meldet Philipp Erasmus, daß Herr Professor Heinrich in Jena — wohl nicht derselbe, der sich bei Therese Heyne einen Korb geholt — seiner Frau Schwester geheirathet hat. Und dies gibt dann Heyne Veranlassung, dem Gevatter zu schreiben, daß um eben diese Zeit und fast in eben den Tagen Herr Professor Forster, der von Cassel nach Wilna abging, nach Göttingen kam. Schon seit seiner Rückkehr von England war er zu mehreren Malen in Göttingen gewesen, auch in Heyne's Hause. Jetzt kam er, um Abschied zu nehmen. Nie war bisher der Gedanke an eine Verbindung zwischen Forster und Therese Heyne aufgetaucht, jetzt aber war des Einen Gemüth erweicht